

**EINFÜHRUNG
GERMANISTIK**

Rüdiger Brandt

Einführung in das Werk Gottfrieds von Straßburg

WBG 
Wissen verbindet

Einführungen Germanistik

Herausgegeben von

Gunter E. Grimm und Klaus-Michael Bogdal

Rüdiger Brandt

Einführung in das Werk Gottfrieds von Straßburg

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

© 2012 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe dieses Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Satz: Lichtsatz Michael Glaese GmbH, Hemsbach
Einbandgestaltung: schreiberVIS, Bickenbach
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-19080-5

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-71362-2
eBook (epub): 978-3-534-71364-6

Inhalt

I. Epoche und Literatur	7
II. Forschungsgeschichte	14
III. Der Autor und sein Werk	27
1. Biographische Fragmente und <i>puzzles</i>	27
2. Autor und Texte in der Überlieferung	33
IV. Gottfrieds (?) Lyrik	38
1. ‚Lyrik‘ im Mittelalter	38
2. Lyrische Genres in der mittelalterlichen deutschen Literatur	39
3. Lyrik unter Gottfrieds Namen; Aporien der Echtheitsdiskussion	40
4. Textanalytische Ansätze	43
V. Gottfrieds <i>Tristan</i>	55
1. Handlungsüberblick	55
2. Der Tristan-Stoff und seine Literarisierungen im Mittelalter	63
3. Gottfrieds Umgang mit dem Stoff	65
4. Strukturierungen	66
5. Sprache, Form, Stil	76
6. Interpretationsansätze	80
VI. Gottfried-Rezeption	109
1. Allgemeines	109
2. Ebenen und Epochen der Rezeption	109
Literaturverzeichnis	119
Register	136

I. Epoche und Literatur

Gottfrieds *Tristan*, einziges ihm sicher zuzuschreibendes Werk, lässt sich auf um 1210 datieren. Damit gehört er zu einer von ungefähr 1170 bis 1230 reichenden Epoche der deutschen Literatur, die immer schon besonderes Prestige genossen hat. Die Folgen reichen bis heute: Gottfried und andere Autoren aus dieser Zeit sind auch in außerwissenschaftlichen Kreisen noch immer präsent; und wissenschaftsintern wurden ihre Werke intensiver und aspektreicher untersucht als andere – obwohl solche im Rahmen neuerer Paradigmen sicher nicht weniger Bedeutung für ein Gesamtbild besitzen. Die ‚mittelhochdeutsche Klassik‘ hat wesentliche Grundlagen für die weitere Entwicklung geschaffen – repräsentativ für ‚die‘ deutsche Literatur ‚des‘ Mittelalters ist sie nicht. Das gilt umso mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, dass eine Reihe ihrer sprachlichen, ästhetischen, inhaltlichen Standards ab ca. 1250 wieder teilweise verschwindet – Folge veränderter Ansprüche und Moden. Dies zu berücksichtigen, sollte vor einer Verabsolutierung literarischer Maßstäbe in die Gegenwart hinein warnen. Gottfrieds *Tristan* nicht als ästhetisches Meisterwerk zu feiern, käme einem Sakrileg gleich – wiewohl auch die Wissenschaftsgeschichte immer wieder divergierende Wertungen hervorgebracht hat. *Theoretisch* ist eine normative Poetik überholt; in der Praxis findet man immer noch Spuren.

Gottfried
der ‚Klassiker‘

Deutschsprachige Schriftliteratur existiert seit dem 8. Jh., wird Mitte des 10. Jhs. für ungefähr hundert Jahre unterbrochen und setzt erst danach wieder neu ein. Sie war anfänglich eine Domäne geistlicher Autoren – nur sie konnten zunächst lesen und schreiben – und besaß mit wenigen Ausnahmen auch ihr inhaltliches Hauptgewicht im Bereich religiöser Themen. Selbst Genres, die eigentlich weltanschaulich ‚neutral‘ sind, wurden oft zu religiösen Zwecken funktionalisiert oder religiös überhöht. Den offiziellen Schwerpunkt bis 1050 stellte ‚pastorale Gebrauchsliteratur‘ dar: Übersetzungen religiöser ‚Basistexte‘ für die noch nicht lange missionierten Sprachteilhaber. Aber schon in dieser Anfangszeit kann man bei den klerikalen Schreibern so etwas wie eine mediale Verselbständigung feststellen. Sie beschränken sich bei der Abfassung deutscher Schrifttexte nämlich keineswegs auf die ‚Grundversorgung‘ der Laien mit Literatur der o.a. Art, sondern entdecken weitere Möglichkeiten. Vielleicht schon simultan, jedenfalls nicht mit großer zeitlicher Verzögerung entstehen freie Übersetzungen oder neu verfasste Texte, als deren Publikum man sich kaum Laien aus dem ‚einfachen Volk‘ vorstellen kann, wie z.B. Otfrieds von Weißenburg *Evangelienharmonie*, Rechtstexte, dokumentierend-panegyrische Hofdichtung nach Art des *Ludwigliedes*, der *Heliand* und die *Genesis*. Hier wird sich schon das repräsentative Potenzial von Schriftliteratur geltend gemacht haben bzw. die Entdeckung der Speicherfähigkeit des Mediums Schrift. Bald nach ihrer Entstehung wachsen der deutschsprachigen Schriftliteratur also neue Anwendungsbereiche zu. Und sogar Texte, die angesichts ihrer Herkunft aus der vorchristlichen Kultur unter dem Verdikt des ‚Heidnischen‘

Die früheste
Epoche deutscher
Schriftliteratur

standen (Zaubersprüche, *Hildebrandslied*) finden ihren Weg aufs Pergament, wenn auch aus unbekanntem Gründen und (wie überhaupt die meisten deutschen Texte der Frühzeit) nur als ‚Füllsel‘ in ansonsten lateinische Texte enthaltenden Handschriften. Dass deutsche Schriftliteratur kirchlicherseits eigentlich nur auf eine Art religiöser Grundbelehrung zielte, lässt sich daraus entnehmen, dass sie 815 per Erlass beendet wurde. Ein Jahr nach dem Tod Karls des Großen, der ihr dieses Ziel gesetzt und für seine Erreichung gesorgt hatte, wurde das Vorhandene als für die Zwecke der Laien ausreichend deklariert und weitere Produktion untersagt. Traditionen konnte die deutsche Schriftliteratur vor 1050 so gut wie nicht ausbilden, mithin auch keine Kontinuität. Beides kann man erst ab der nächsten Epoche beobachten – seit dann allerdings ohne Unterbrechungen und auch schon mit deutlich ausgeprägten Phänomenen der Intertextualität.

Schriftlichkeit und
Mündlichkeit

Schriftlichkeit stellte oft eine Zwischenstufe zur erneuten Mündlichkeit dar; deutschsprachige Schrifttexte wurden vorgelesen oder vorgetragen, nicht in Privatlektüre rezipiert – was wegen der bis ins 16. Jh. noch nicht verbreiteten Lesekenntnisse noch länger so bleiben wird. Dass die religionspolitisch induzierte offizielle ‚Beendigung‘ 815 erst nach mehr als 100 Jahren Wirkung zeigte, beweist, dass deutsche Schriftliteratur schon durch Selbstläufereffekte gekennzeichnet war – ein mediales Phänomen, das sich auch anderwärts beobachten lässt: Sobald man sich an ein neues Medium gewöhnt hat, wird es auch unabhängig von vorgegebenen Funktionen genutzt. Die Volkssprachen galten theologisch gegenüber den *sacrae linguae*, den heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch, Latein als minderwertig. Diese Minderwertigkeit war nicht nur religiös begründet, sondern auch ästhetisch. Mit der rhetorischen Gestaltung des Deutschen nach Maßgabe der antiken Rhetorik, mit seiner Ästhetisierung durch Formen der gebundenen Rede und auch durch die Tatsache der Verschriftlichung wurde die deutsche Sprache aufgewertet. Das gilt umso mehr dann, wenn deutsche Schriftliteratur in den Dienst neuer kultureller Muster tritt: die des Adels nämlich und nicht mehr nur solche der Kirche. Der Anstieg der Produktion weltlicher Schrifttexte in deutscher Sprache lässt auf Dauer einen Fundus an Literatur entstehen, der ein Gegengewicht gegen die religiöse Literatur bildet. Im Bereich dieser deutschen Literatur selbst kehren sich die Verhältnisse zwischen 1170 und 1250 sogar rasch um: Die Überlieferung scheint zu zeigen, dass weltliche Lyrik und Epik in diesem Zeitraum deutsche *religiöse* Literatur zeitweilig fast verdrängt haben. Die Möglichkeiten, die das Speichermedium Schrift bietet, führen allerdings auch zu neuen Anforderungen an die Autoren: Mündliche Kulturen sind systemimmanent ‚vergesslich‘ – behalten und weitergegeben wird nur, was aktuelle Verwendung findet; schriftliche Kulturen dagegen häufen Wissen an – was die Auseinandersetzung mit Quellen nötig macht; einen deutlichen Reflex darauf stellen etwa die Quellenrasonnements im *Tristan* dar.

Verselbständigung
des Mediums

Frühmittelhoch-
deutsche Literatur

Der entscheidende Schritt auf dem Weg zur Entwicklung und Kontinuität wurde jedoch, nur scheinbar paradoxer Weise, zunächst von der frühmittelhochdeutschen Geistlichenliteratur (ungefähr 1050 bis 1160) vollzogen. Sie stand wahrscheinlich im Kontext eines Versuchs der ‚Binnenmissionierung‘ des weltlichen Adels durch die Kirche. Im Unterschied zur althochdeutschen Epoche war das Christentum mittlerweile fest etabliert; die wesent-

lichsten Glaubensgrundsätze waren bekannt, religiöse Gebrauchstexte in deutscher Sprache vorhanden. Die Kirche sah es nun als ihre Aufgabe an, die Inhalte der christlichen Religion zu festigen und religiöses Wissen auszubauen. Hatte man bei der Missionierung der ‚heidnischen‘ Bevölkerung meist bei den Führungsschichten angesetzt, so gingen die klerikalen Verfasser dieser Literatur den gleichen Weg: Die neuen Texte waren, soweit feststellbar, überwiegend für die weltliche Führungsschicht, den Adel gedacht. Und es gibt ab 1050 noch eine zweite literatursoziologische Änderung: Die *Autoren* sind zwar nach wie vor Kleriker, aber nicht mehr Mönche, sondern überwiegend Weltgeistliche, die nicht relativ abgeschieden in Klöstern lebten, sondern im engeren Kontakt mit ihrem Publikum (Hofkapläne etwa). Der Adel muss ein Interesse an den neuen religiösen Texten gehabt haben – denn er finanzierte sie. Die religiöse Schriftliteratur vor 1050 hatte zur bisherigen weltlichen, von *mündlicher* Überlieferung getragenen Literatur des Adels (Heldenlieder, Herrscherlobdichtung, genealogische Überlieferungen) in einem doppelten Konkurrenzverhältnis gestanden: Mündliche Literatur galt dem Adel als bewährtes Medium, aus dessen Inhalt man historisches Wissen und Selbstwertgefühl bezog. Das neue Medium der Schrift wurde dagegen vom illiteraten Adel zunächst eben wegen seiner Neuheit und Undurchschaubarkeit/Unbeherrschbarkeit eher mit Misstrauen betrachtet. Schriftliteratur stellte nur eine kleine Enklave in einer ansonsten in wesentlichen Lebensbereichen von Mündlichkeit geprägten Gesellschaft dar. Die Kirche ihrerseits versuchte, die traditionelle mündliche Literatur zu diskreditieren – wegen ihrer Inhalte, die sich oft kaum mit dem geistlichen Wertesystem in Übereinklang bringen ließen, und wegen ihrer ‚Unzuverlässigkeit‘ (mündliche Überlieferung führt eher zu Änderungen und Verlusten als schriftliche). Der christliche Klerus als Vertreter einer sog. ‚Buchreligion‘ sah im Medium der Schrift etwas Höherwertiges. Ursprünglich hatten sich also unter klerikaler Perspektive folgende Gegensatzpaare ergeben:

Schriftliteratur	mündliche Literatur
religiös	weltlich
wahr	unwahr
lateinisch	volkssprachlich

Durch die Entstehung deutscher religiöser Schrifttexte wurde eine solche Parallelsetzung aufgebrochen. Hauptsächlich drei Gründe kommen für das Interesse des Adels an der neuen geistlichen Schriftliteratur ab 1050 in Frage: 1. Angesichts der Einbindung der Religion in die Gesellschaft wurden religiöse Inhalte ernst genommen. Man hielt sich zwar oft nicht an die Vorschriften dieser Religion, erkannte aber prinzipiell ihre Bedeutung an und verlangte nach Belehrung. 2. 300 Jahre nach der Entstehung deutschsprachiger Schriftliteratur wurde Schriftlichkeit auch vom selbst noch überwiegend illiteraten Adel nicht mehr als ‚fremd‘ wahrgenommen; sie war immer noch eine Ausnahme, aber zumal in religiösen Kontexten mittlerweile etwas ‚Normales‘ – wegen ihrer Seltenheit aber gleichzeitig etwas Besonderes. Da sie materiellen und zeitlichen Aufwand erforderte, eignete sie sich für repräsentative Zwecke. Die Abfassung religiöser Texte zählte als ‚gutes Werk‘, und ein Adliger, der solche Literatur in Auftrag gab, bewies materiel-

le Potenz ebenso wie religiöse Qualitäten. 3. Repräsentativ ist diese Literatur aber noch in einem anderen Sinn – als sprachliches *Kunstobjekt* nämlich. Wegen ihrer Form (durch Reim und Metrik gebundene Rede, also nicht Prosa) wurde sie *ästhetischen* Ansprüchen gerecht und war daher zur ästhetischen Überhöhung und zum Ersatz der traditionellen Adelsliteratur geeignet. Auch die Gebundenheit der Verfasserschaft an Kleriker löst sich in Ansätzen auf. So gibt es etwa den Fall, dass nicht erbberichtigte Söhne von Adligen ins Kloster gehen, dort eine klerikale Ausbildung auf der Basis von Schreiben und Lesen durchlaufen und sich dann relaikalisieren lassen, wenn der erbberichtigte Bruder stirbt. Über sonstige Faktoren, die die Literarisierung des weltlichen Adels gefördert haben könnten, weiß man wenig; anders als in Frankreich scheinen alphabetisierte Adlige in Deutschland zunächst seltener gewesen sein.

Zentralhöfe

Um 1150 entstehen in Gesellschaft und Kultur einige Faktoren, die in ihrem Zusammenwirken eine weitere Entwicklung der deutschen Literatur befördert haben. Aus der Vielzahl von Adelshöfen, die sich vorher in Struktur und Größe noch wenig unterschieden hatten, entwickelten sich einige zu Zentralhöfen mit Residenzcharakter. Bisher hatten Adlige ihre Herrschaft weitgehend direkt ‚vor Ort‘ ausgeübt, indem sie, zusammen mit ihrem Hofstaat, permanent ihr Herrschaftsgebiet durchreisten. Die Höfe neuer Art waren u.a. durch den Ausbau des Verwaltungsapparates gekennzeichnet, für den auch Schriftlichkeit eine zunehmende Bedeutung hatte (Kanzleien, Archive). Entsprechend der mittelalterlichen Option für die Konkretisierung abstrakter Konzepte durch sinnlich wahrnehmbare Gegenstände und Vorgänge lässt sich an den Höfen ein gesteigerter Repräsentationsbedarf feststellen. Durch ihre gewachsenen Funktionen stellten die Höfe auch einen Anziehungspunkt für karrierewillige Adlige dar, und das Zusammenleben von mehr Menschen beförderte nicht zuletzt die Sphäre der Geselligkeit und den kulturellen Austausch mit anderen Höfen. In den Dienst dieser kulturellen Repräsentation trat auch die Literatur – wozu sie sich allerdings inhaltlich umgestalten musste. Denn das gewachsene kulturelle Selbstbewusstsein des Adels verlangte nach Texten, welche die alten und vor allem die neuen Bestandteile des adligen Selbstbildes zur Geltung brachten: also nach *weltlichen Inhalten*, in deren Kontext sich kulturelle Konzepte und Wünsche spiegelten und die formalen und sprachlichen Ansprüchen gerecht werden konnten. Eine gewichtige Rolle bei dieser Entwicklung spielt der Einfluss der *französischen* Hofkultur. Diese wurde ab ca. 1150 in Deutschland offenbar als Vorbild empfunden und breit rezipiert – häufig inklusive der entsprechenden Lexik; sogar Wortbildungsmaterialien werden übernommen (dt. Verb-Endung *-ieren* aus der burgund.-frz. Endung *-ier*; dt. Substantiv-Endung *-îe*, nhd. zu *-ei* geworden, aus frz. *-ie*; afrz. *ley* = ‚Art‘ wird im Deutschen als Endung *-lei* an einige Adjektive angehängt). Französische Texte wurden zu Stofflieferanten für die deutsche Epik; damit ging bis um 1250 ein Wechsel von lateinischen zu französischen Übersetzungsvorlagen einher. Auch die zunächst anscheinend autochthon entstandene deutsche Liebeslyrik des Adels, der Minnesang, gerät inhaltlich und formal bald unter den Einfluss nordfranzösischer und südfranzösischer (provenzalischer) Liebeslyrik. In der Epik wird durch die Übersetzungen antiker Stoff erschlossen. Das Interesse an ihm hat man u.a. dadurch erklärt, dass seine Rezep-

tion eine Möglichkeit des ‚Austestens‘ neuer kultureller Muster ermöglichte: Wurde die Artikulation adligen Selbstwertgefühls von der Kirche stets mit Misstrauen betrachtet, so konnte die Präsentation antiker Stoffe wegen deren Bindung an die ‚heidnische‘ Kultur durch ihren gleichsam historischen Charakter exkulpiert werden, aber über ihre Inhalte das adlige Interesse an Themen wie Liebe, Kampf, Prunkentfaltung befriedigen. Die frz. Epik wird in Deutschland aber nicht nur als Vermittlerin antiker Stoffe funktionalisiert; sie liefert auch ihre eigenen Stoffe, vor allem die (über England?) aus dem Keltischen stammende sog. *matière de Bretagne* (‚Stoff aus der Bretagne‘). Dazu gehört auch der Tristan-Stoff, vor allem aber die Artussage, über die Ritter der Tafelrunde mit dem Grals-Stoff verbunden, inklusive ihrer durch Anlagerung von Handlung an einzelne Ritter der Tafelrunde entstandenen Verästelungen.

Die erste deutsche Bearbeitung des Tristan-Stoffes ist Eilharts von Oberg *Tristrant* (um 1170). Prägend für die Rezeption des Artus-Stoffs war Hartmann von Aue mit den Epen *Erec* (um oder nach 1185) und *Iwein* (um oder nach 1200), beide verfasst nach Epen Chrétiens de Troyes. Dabei hat der *Erec* insofern eine besondere Stellung, als in ihm erstmals das neue personale Leitbild adligen Selbstwertgefühls erscheint – der Ritter. Das Wort bezeichnete ursprünglich einen im Adelsdienst stehenden Unfreien. Im *Erec* werden nun auch Adlige als Ritter bezeichnet, was ohne eine Bedeutungsverbesserung unlogisch wäre. ‚Ritter‘ verdrängt nicht nur allmählich ältere Heldentermini wie *degen*, *wîgant*, *guot kneht*, sondern gewinnt zusätzliches Profil durch die Übernahme von Attributen des frz. *chevalier*; der neue Ritter-Held ist nicht nur tapferer Kämpfer, sondern engagiert bei der Hilfe für Bedrängte, schön, höfisch gebildet, höflich, elegant, sprachlich-kommunikativ versiert, zuvorkommend gegenüber den Damen, *staete* (beständig und zuverlässig), der *mâze* verpflichtet (Ausgewogenheit im Wollen und Verhalten) und *triuwe* (‚treu‘ in einem umfassenden, gleichsam juristischen Sinn der Einhaltung von Verpflichtungen). All dies gipfelt in der ‚Leit-Tugend‘ des (nicht übersetzbaren, sondern nur zu paraphrasierenden) *hohen muotes*, einer permanenten ‚Hochgestimmtheit‘. Schon die Bündelung all dieser Tugenden verweist darauf, dass es hier um literarische Stilisierungen geht, nicht um die Abbildung von Realität. Gleichwohl hatten Bestandteile der Realität Einfluss auf das Ideal. In Bezug auf die Kirche ist etwa auf Versuche der Pazifizierung des Kriegeradels hinzuweisen; die gesellschaftlichen Ideale wurden geformt von den Ansprüchen des o.a. neuen Hof-Typus.

Das Bild der literarischen Szenerie der Großepik vor und zur Zeit Gottfrieds wird komplettiert durch schriftliterarische Bearbeitung von Stoffen aus im weitesten Sinn einheimischer Tradition. Zu nennen sind hier vor allem die Anonyma *Herzog Ernst* (deutsche Reichsgeschichte) und *König Rother* (langobardischer Stoff?). Und um 1200 wird mit der Verschriftlichung des *Nibelungenlieds* auch die sog. Heldenepik für die neue Literatur erschlossen. Die Verschriftlichung mündlicher Stoffe war wohl ebenfalls Folge einer zunehmenden Bewusstwerdung der Möglichkeiten des Mediums Schrift, das potenziell geeignet ist, die Gesamtheit des kulturellen Wissens zusammenzufassen, abzuspeichern und präsent zu halten.

Wenn man in Bezug auf das Mittelalter von ‚deutscher‘ Literatur redet, ist das missverständlich: Es gab nicht wie heute eine Literaturproduktion, die

Höfische ‚Tugenden‘

flächendeckend für alle deutschen Sprachteilhaber gedacht und von diesen erreichbar gewesen wäre. Immerhin gibt es Ansätze zu einer Regionalisierung, zu einer Vernetzung, deren ‚Knoten‘ die o.a. Zentralhöfe darstellen. Die Autoren stellen sich sogar schon auf die Möglichkeit überregionaler Rezeption ein, indem sie sich nämlich z.T. um Reime bemühen, die in allen deutschen Dialekten rein sind. Bemerkenswert ist, dass die mhd. Literatur mit der ‚höfischen Dichtersprache‘ ein Phänomen hervorgebracht hat, das man in der Linguistik ‚Funktiolekt‘ oder ‚Register‘ nennt. Dabei handelt es sich um eine (hier schriftsprachliche) Ausprägung, die nur für einen ganz bestimmten Bereich der Kommunikation gedacht ist. Die höfische Dichtersprache ist also kein Soziolekt (auch der Adel spricht im Alltag nicht so, wie in den Texten gesprochen wird), und sie kann auch nicht als Fachsprache gekennzeichnet werden (dazu ist der allgemeinsprachliche Anteil zu groß). Als eine ‚situative Varietät‘ ist dieser höfische Funktiolekt nur für die *literarische* Kommunikation am *Hof* gedacht und darauf zugeschnitten. Neben Wortentlehnungen und Lehnprägungen lassen sich als Spezifika dieser Varietät auch Stilistika beobachten (Personifikationen, passivische Konstruktionen, Nominalstil). Ferner kommt es durch den Einfluss einzelner Autoren dazu, dass aus deren heimischem Dialekt Wörter in die allgemeine Dichtersprache übernommen werden.

Regelpoetik

Aus klerikaler Perspektive hierarchisiert, sind Deutsch und Latein im Bereich des Mediums Schrift durch einen besonderen Umstand verbunden: Wer Schreiben und Lesen lernte, konnte dies nur an einer kirchlichen Bildungseinrichtung. Gelernt wurde (mit gelegentlichen propädeutischen Ausnahmen) an lateinischen Texten – an lateinischer Fachliteratur ebenso wie an lateinischer Dichtung. Auch für die Abfassung dichterischer Texte war zuständig das Trivium, die drei ersten Fächer der *septem artes liberales*. Die Grammatik lehrte das sprachlich richtige, die Dialektik das logisch richtige Schreiben; der Schwerpunkt lag jedoch auf der *Rhetorik*, die lehrte, wie man Texte ‚schön‘ gestalten konnte, so dass die Ästhetik die sachliche Richtigkeit und ‚Gutheit‘ des Inhalts hervorhob. Über die Bezeichnung *ars* waren die *artes liberales* mit anderen Wissensbereichen verbunden; wie das mittelhochdeutsche *kunst* konnte *ars* auf mindestens drei Bereiche angewendet werden, die heute terminologisch getrennt sind: auf Wissenschaft, Handwerk und Kunst. Diese Nomenklatur rechtfertigte sich durch die Überzeugung, dass der Erwerb von Fähigkeiten in allen Fällen als gleich gedacht wurde: Man konnte *lernen*, ein guter Handwerker, ein guter Wissenschaftler und eben auch ein guter Autor zu sein. Das Lernen erfolgt nach *Regeln*; deren Anwendung garantierte auch für Texte Qualität. Grundlage, vor allem im Unterricht, bildeten antike Lehrschriften. Seit dem 12. Jh. entstehen neue Poetiken; sie sind ebenfalls auf Latein verfasst, bringen aber neue Impulse. Deutsche volkssprachliche Poetiken gibt es noch nicht – poetologische Vorstellungen werden jedoch in den Dichtungen selbst artikuliert, besonders in Prologen und Exkursen (vgl. den ‚Literaturexkurs‘ im *Tristan*), und hier stößt man auch auf spezifischere Vorstellungen gegenüber der lat. Regelpoetik. Im Vergleich zum Autorkonzept des 18. Jhs., das unsere heutigen Vorstellungen noch prägt, ist also der mittelalterliche Autor einerseits im Bewusstsein des zeitgenössischen Publikums eine eher mediokre Größe: Er ist an Regeln gebunden und kein ‚Genie‘ – der Topos ‚göttlicher Inspira-

tion' hat dazu nur vage Analogien; seinen Stoff darf der Autor nicht *erfinden*, sondern muss ihn *finden*, also bereits vorhandenen Stoff übernehmen (*inventio*-Lehre der Rhetorik); er sucht sich, zumindest bei umfangreicheren Texten, sein Publikum nicht selbst, sondern verfasst seine Werke im Auftrag, weswegen der Auftraggeber inhaltlich und formal beträchtlichen Einfluss hat. Aber in der Praxis entwickelt die höfische Literatur Eigengewicht und neue Vorstellungen, trifft eine Auswahl, sucht sich neue Vorbilder – und zwar eben auch in den eigenen Reihen – und verwirft andere. So lobt und kritisiert Gottfried im Literaturkurs des *Tristan* deutsche Autoren und befreit sich im Prolog vom Image eines bloßen Auftragsdichters durch die Konstruktion einer idealen Rezeptionsgemeinschaft. Aber Traditionen machen sich ebenfalls geltend – im Stofflichen auch über die direkte Vorlage hinaus: In der Schilderung der Minnegrotte stellt Gottfried den Bezug zur Antike her; ferner erwähnt er Gestalten aus der antiken Mythologie und Geschichte (z. B. Apollon, Aurora, Dido, Cassandra, Orpheus, Helikon und Kythäron als Sitz der Musen, die Sirenen, Thisbe, Phyllis von Thrakien). Sein eigentlicher Stoff entstammt der *matière de Bretagne*; durch die Erwähnung von Artus und dessen Tafelrunde zitiert er dessen zweiten, von der Überlieferung her weitaus größeren Bereich herbei – und zwar im Sinn einer Überbietung (das Leben in der Minnegrotte übertrifft das am Artushof Vorfindbare). Eine direkte Verbindung beider Themenkreise wird dadurch hergestellt, dass der Herkunftsort des Hündchens Petitcreiu nach Avalon verlegt wird, der ebenfalls aus der Artussage bekannten Feeninsel. Gottfried flicht nicht nur einzelne französische Wörter und Wendungen in den *Tristan* ein, sondern kennt mindestens zwei französische *Tristan*-Epen. Eine vage Anspielung auf die deutsche Stofftradition und Geschichte enthält die Erwähnung von *Karles lôt*, d. h. des traditionell als gleichermaßen streng wie gerecht geltenden ‚Gesetzes‘ Karls des Großen. Vor allem Gottfrieds unter den deutschen Autoren seiner Zeit hervorstechenden rhetorischen Fähigkeiten verraten seine intensive Vertrautheit mit den Schulrhetorikern; er scheint aber auch von den neuen zeitgenössischen lateinischen Poetiken zumindest die des Matthäus von Vendôme gekannt zu haben – und Werke deutscher Autoren. Wie diese entwickelt er im Rahmen der Tradition distinkte literarische Techniken.

II. Forschungsgeschichte

Funktionen von
Forschungs-
geschichte

Forschungsgeschichte hat die Funktion einer Vergegenwärtigung des jeweils Erreichten und ist damit integraler Bestandteil jeder Wissenschaft. Sie dient einerseits der Wissenschaftsökonomie, indem sie präsent macht, welche Themen und Inhalte im Verlauf der Forschung behandelt worden, welche Fragen offengeblieben sind. Sie hat aber auch Älteres auf seine potenzielle Weiterverwendbarkeit zu untersuchen, also ein heuristisches Potenzial älterer Arbeiten zu eruieren. Und indem sie Paradigmenwechsel nachzeichnet, ist sie gleichzeitig eine Geschichte wissenschaftlicher Interessen.

Bibliographien

Die Literatur zu Gottfried von Straßburg ist gut dokumentiert, muss aber aus einer ganzen Reihe von Bibliographien und Forschungsberichten zusammengestellt werden: Neben vollständigen Verzeichnissen zu fortlaufenden Zeiträumen stehen solche, die kleinere Ausschnitte abdecken, damit zwar Übersehenes nachliefern, aber die Übersicht auch erschweren. Auch werden die unter Gottfrieds Namen kursierenden lyrischen Texte nicht immer mit einbezogen, und auf der anderen Seite muss Literatur über Gottfried und den *Tristan* erst aus Bibliographien herausgefiltert werden, die dem *Tristan*-Stoff im internationalen Zusammenhang und seinen verschiedenen Bearbeitungen gelten (z.B. Walden Adams 1935/1943). Bibliographien, die in Teilen erschienen sind, sortieren das Material nicht immer unter gleichen Rubriken. Manchmal stößt man bei der Kategorienbildung auf terminologische Änderungen; so trägt etwa Teil XI. in Steinhoff 1971 die Überschrift „Weltanschauung“, in Steinhoff 1986 liest man „Interpretationen“, und die Weltanschauung findet sich nur noch in der Formulierung „Geistesgeschichtlich/weltanschaulich“ als Titulus für eine Unterrubrik.

Die bis zum Erscheinen seines Referenzwerkes erschienenen Bibliographien hat Batts 1969 zusammengestellt. Zu Rate zu ziehen sind immer auch die allgemeinen germanistischen Standardbibliographien. Die Bibliographien von Steinhoff 1971 und 1986 versammeln Ausgaben und Untersuchungen bis 1983 relativ vollständig und weisen vor allem auch Rezensionen nach. Eine Anschlussbibliographie für die Zeit von 1984 bis 2002 von Huber – allerdings nur zum *Tristan* – steht im Internet; sie ist eine Erweiterung der gedruckten Bibliographie Hubers (2002a) und enthält auch ein Schlagwortregister, wenn auch mit Lücken und Fehlern. Kontinuierliche Veröffentlichungsnachweise für i.d.R. einjährige Berichtszeiträume liefern die *Bibliography of Critical Arthurian Literature* (ab 1940 in der Zs. *Modern Language Quarterly*) und das *Bulletin bibliographique de la Société internationale arthurienne. Bibliographical bulletin of the International Arthurian Society* (1949–1969). Ergänzungen liefert ab 1975 die Zs. *Tristania*.

Forschungsberichte

Wichtige Forschungsberichte, also Vertreter einer ‚Gattung‘ der Wissenschaftsliteratur, die das Material nicht nur bibliographisch erfasst, sondern auch kritisch sichtet und in Zusammenhänge stellt, liegen vor von Batts 1983/84, Bindschedler 1953, van Dam 1930, Dietz 1974, Fromm 1954, Picozzi 1971. Der früheste bekannte Forschungsbericht ist wohl Röttigers

Schul-Programmschrift von 1897 – Indiz dafür, dass zu dieser Zeit bereits Veranlassung für eine Sichtung bestanden haben muss. Aus Forschungsbericht und angehängter Bibliographie besteht die (ungedruckte) Arbeit von Reinnagel 1967. Einen Sonderfall stellt die detaillierte und nützliche Arbeit von Fritsch-Rößler 1989 dar: Untersucht wird darin die Behandlung von Gottfrieds *Tristan* speziell in deutschen Literaturgeschichten aus der Zeit von 1768 bis 1985, wobei differenziert wird zwischen wissenschaftlichen, populären und Schul-Literaturgeschichten und auch Seitenblicke auf Lehrpläne erfolgen; zu vergleichen ist der Aufsatz von Schneider 1992 zur Darstellung des *Tristan* in der wissenschaftlichen Literaturgeschichtsschreibung nach Ehrismann. Einen Schwerpunkt auf Stoff- und Motivgeschichte legt der Forschungsbericht von Langmeier 1978. Den Charakter eines Forschungsberichtes haben auch Passagen in G. Weber 1953 (I, 9–31, II, 7–46), Wetzel 1996 sowie in den Einführungsbänden von G. Weber (¹1962, ⁵1981 zus. mit Hoffmann), Chinca 1997, Huber ²2001 (¹2000), Tomasek 2007b. Eine Zusammenstellung forschungsgeschichtlich wichtiger Aufsätze bis zum Beginn der 70er Jahre enthält der Sammelband von Wolf 1973.

Angesichts der Spezifika der Überlieferungslage mittelalterlicher Texte beginnt die Forschungsgeschichte nicht mit deren Existenz schlechthin: Da Handschriften nur Unikate sind, also nicht an mehreren Orten und für eine größere Anzahl von Wissenschaftler/inne/n greifbar, kann ihr prinzipielles Vorhandensein noch keine kohärente Forschung in Gang setzen. Eine solche beginnt vielmehr erst mit der Umsetzung des Manuskripts in Medien, die den Text der Wissenschaft in größerer Anzahl und in identischen Fassungen zur Verfügung stellen.

Auf ein frühes Interesse an Gottfrieds *Tristan* deutet eine Abschrift, die 1722 von einer verlorenen Handschrift genommen wurde (Sigle S); auch diese Abschrift ist aber unikal und nimmt damit forschungsgeschichtlich die gleiche Position ein wie mittelalterliche Handschriften. Die ersten mit Gottfrieds Namen verbundenen Texte, die ediert wurden, waren dann keine Handschriften des *Tristan*, sondern die heute verbreitet als unecht geltenden Lieder. Sie finden sich in der Ausgabe von Texten der Minnesang-Sammelhandschrift C, die Bodmer und Breitinger 1759 herausgegeben haben („Proben“ daraus schon 1748).

1785 folgte dann die erste *Tristan*-Ausgabe (zur Geschichte der Ausgaben s. Picozzi 1971) des Bodmer-Schülers Myller; ihr liegt die Florentiner Hs. F zugrunde, die nicht lange vorher entdeckt worden war. Die zeitliche Nähe zwischen Auffindung und Edition deutet also auf ein bereits entwickelteres Interesse am Autor hin. Dass es sich bei der Edition um einen einfachen Abdruck ohne text- und überlieferungskritische Bearbeitung handelte, kennzeichnet andererseits ihre Isoliertheit – andere Handschriften waren durchaus schon bekannt. Die Ausgabe wird also noch nicht den Ansprüchen der sich seit kurz vor der Mitte des 18. Jhs. entwickelnden editorischen Prämissen und Forderungen Karl Lachmanns und seiner Schule gerecht, hat jedoch heute wieder einen besonderen Stellenwert: Mit der Abkehr von den Bemühungen um die Rekonstruktion einer möglichst autornahen Textfassung aus verschiedenen Hss. wird der einzelne Überlieferungsträger wieder interessant: Bei ihm kann man davon ausgehen, dass es sich um einen Text handelt, der in seiner Zeit so und nicht anders existiert hat – und ein solcher

Primärtexte
(Editionen,
Übersetzungen)

Die erste
Tristan-Ausgabe

Text kann Grundlage für Interpretationen werden, ohne dass man mit den Unsicherheiten einer künstlich rekonstruierten Fassung leben muss.

Die erste *Tristan*-Ausgabe, die mehrere Handschriften einbezogen hat, ist die von Groote 1821. Sie stützt sich auf H, bezieht aber Lesarten aus B, F, N, O, R, W mit ein, gibt Erläuterungen und enthält ein Glossar. Diese Edition hat in der Wissenschaft Anstöße gegeben, denn bereits 1823 erschien eine weitere Ausgabe (von der Hagen). Sie stand insofern unter einem ungünstigen Stern, als vor dem Satz das Manuskript mit den Lesarten verbrannte, weshalb sie ohne diese gedruckt werden musste. Dafür enthält sie aber schon die Fortsetzung Ulrichs von Türheim, französische und englische *Tristan*-Texte sowie ein in der Liederhs. C unter ‚Gottfried‘ rubriziertes Lied über die Armut. Gegen diese Ausgaben wurden verschiedene Einwände erhoben, aber offensichtlich reichten sie für die Bedürfnisse der Forschung zunächst aus, so dass es bis zur nächsten Edition (Maßmann 1843) 20 Jahre dauerte. Maßmann stützte sich ebenfalls auf H, arbeitete aber auch als erster Lesarten aus M ein. Damit ist neben gemeinsamen Schwerpunkten (eben der Bevorzugung von M) ein gewisses Auseinanderlaufen der editorischen Bemühungen zu konstatieren, das eine Zusammenführung der bisherigen Lesarten aus den anderen Handschriften wünschenswert erscheinen ließ. Diesem Desiderat kommen die nächsten beiden Ausgaben (Bechstein 1869/70, Golther 1888/89) im Ansatz nach, indem sie zwar ganz offensichtlich auf bisherigen Editionen gründen, aber auch inzwischen neu bekannt gewordene Textzeugen erfassen. Die Vermutung, dass Wort- und Sacherklärungen sowohl bei Bechstein als auch bei Golther auf die Absicht hindeuten, „ein breiteres Publikum“ zu bedienen (Tomasek 2007b, S. 61), ist nicht von der Hand zu weisen; mehr für eine Popularisierung haben aber sicher die ersten Übersetzungen geleistet – überwiegend von Autoren, die im Bereich der Übersetzung oder Nachdichtung mittelalterlicher deutscher Literatur auch sonst produktiv waren: Kurtz 1844, Simrock 1855, Hertz 1877 (unter Einbezug des afrz. *Tristan* von Thomas de Bretagne!), Pannier 1903 (auch mit einer Übersetzung des Spruchs ‚Vom gläsernen Glück‘), von Kremer 1926. Diese Übersetzungen folgen also zeitlich auf die Edition von Massmann und ‚umrahmen‘ die Ausgaben von Bechstein und Golther. Zwischen Kurtz und Simrock erschien noch Haupts Ausgabe des Gottfried zugeschriebenen Marien- und Christuslobs (1844), kurz nach Pannier abgedruckt wurde der Spruch ‚Vom gläsernen Glück‘ von Junk (1904) im Kontext seiner Darstellung der Überlieferungsgeschichte von Rudolfs von Ems *Alexander*, wo Gottfried dieser Spruch zugeschrieben wird. Diesen und einen weiteren Spruch zum Thema ‚Mein und Dein‘, den die Forschung wegen Formgleichheit ebenfalls Gottfried zugeschrieben hat, findet man in von der Hagens *Minnesingern* (1838).

Die *Tristan*-Editionen
von Marold und
Ranke

Unterbrochen von einer neuen Ausgabe des Marien- und Christuslobs durch Wolff 1924 folgen nun zwei *Tristan*-Editionen, die bis heute folgenreich geblieben sind, nämlich die von Marold (1906, ²1912) und Ranke (1930). Über ihren Stellenwert informieren Schröder in der vorerst letzten Neubearbeitung von Marolds Edition (2004) sowie (mit Kritik an Schröders Handschriftenüberblick) K. Klein 2006. Um den Stellenwert einschätzen zu können, muss erwähnt werden, dass Marold, wo er Grundlage der Neuedition geworden ist, wichtige Ergänzungen findet durch die eingearbeiteten